

Gisela Friedrichsen

Vortrag anlässlich der 12. Jahrestagung der
Deutschen Gesellschaft für Bipolare Störungen e.V.
Hannover, 27. 9. 2012

Stigmatisierung von Menschen am Rande der Gesellschaft

Theodor Adorno, der Philosoph und einstige Direktor des Instituts für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt, bewunderte Charlie Chaplin zutiefst. Besonders dessen Fähigkeit, unablässig zu spielen - nicht nur im Film, sondern auch im Alltag - verblüffte ihn, so dass er den Mimen mit dem Kafkaschen Trapezkünstler verglich, der im Gepäcknetz schläft, um nur ja keinen Augenblick im Training nachzulassen. Jedes Zusammensein mit Chaplin sei eine ununterbrochene Vorstellung, stellte Adorno begeistert fest.

Er war Chaplin in Malibu begegnet. In den „Parva Aesthetica“ beschreibt er die Szene: „Wir waren, mit vielen anderen zusammen, in einer Villa in Malibu, am Strande außerhalb von Los Angeles, eingeladen. Einer der Gäste verabschiedete sich früher, während Chaplin neben mir stand. Ich reichte jenem, anders als Chaplin, ein wenig geistesabwesend die Hand und zuckte fast zugleich heftig zurück. Der Abschiednehmende war einer der Hauptdarsteller aus dem kurz nach dem Krieg berühmt gewordenen Film ‚The Best Years of Our Life‘; er hatte im Krieg die Hand verloren und trug an deren Statt aus Eisen gefertigte, aber praktikable Klauen. Als ich die Rechte schüttelte, und sie auch noch den Druck erwiderte, erschrak ich aufs äußerste, spürte aber sofort, dass ich das dem Verletzten um keinen Preis zeigen dürfte, und verwandelte mein Schreckgesicht im Bruchteil einer Sekunde in eine verbindliche Grimasse, die weit schrecklicher gewesen sein muss. Kaum hatte der Schauspieler sich entfernt, als Chaplin die Szene bereits nachspielte. So nah am Grauen ist alles Lachen, das er bereitet und das einzig in solcher Nähe seine Legitimation gewinnt und sein Rettendes.“

Körperlich behinderte, gehandicapte Personen gehören unstreitig zu den Randgruppen in unserer Gesellschaft. Daran ändert auch ihre Teilnahme an den Paralympics nichts, wo einige von ihnen ihre sportlichen Fähigkeiten bis zum Exzess demonstrieren. Sie zeigen, wie sie statt mit Füßen mit Stahlfedern über Hürden springen können und als Querschnittgelähmte Tischtennis spielen. Soll man das für Normalität halten? Oder irritieren uns diese Menschen nicht vielmehr? Sie lassen uns zusammenzucken. Sie erinnern uns an die Fragilität u n s e r e r Normalität. Sie zeigen uns: Im Augenblick magst du, Gesunder, meinen, du habest es besser getroffen als ich; doch dies kann im nächsten Moment schon anders sein.

Nach dem Krieg sah man gehandicapte Menschen öfter. Da gab es die Männer, denen ein Bein fehlte, oder beide Beine, die nur noch einen Arm hatten oder eine Augenbinde. Heute, da wir einer alternden Gesellschaft angehören, wundern wir uns vielleicht über die zunehmende Zahl von Behindertenparkplätzen in Parkhäusern oder am Straßenrand, die zur Zeit noch oft leer sind, was sich in Zukunft aber wohl ändern dürfte. Wir sehen im öffentlichen Raum immer öfter Menschen im Rollstuhl, mit einem Rollator oder mit Gehhilfen unterwegs und begrüßen es, dass auch sie sich, anders als früher, aus ihren vier Wänden hinauswagen, weil inzwischen auf vielfältige Art auf sie Rücksicht genommen wird. Langsam gewöhnen wir uns an dieses Bild. Dass es uns dereinst auch so ergehen könnte - ja ziemlich wahrscheinlich sogar wird -, diesen Gedanken schieben wir schnell beiseite.

Anders ist es mit psychischen Behinderungen. Ich will Ihnen kurz eine Begebenheit aus meinem Arbeitsumfeld schildern: Eine Kollegin bat mich um ein Gespräch mit der Bitte um größtmögliche Vertraulichkeit. Es gehe um eine Mitarbeiterin aus ihrem Ressort, sagte die Kollegin. Der Name der Mitarbeiterin dürfe unter keinen Umständen bekannt werden. Die Mitarbeiterin verhalte sich in letzter Zeit eigentümlich. Auf meine Frage, was ich mir darunter vorzustellen habe, wiegelte die Kollegin ab; das wolle sie mir nicht sagen. Sie wolle nur meinen Rat haben, was man tun könne. Ich, die ich raten sollte, war selbst erst einmal ratlos. Worum ging es denn überhaupt? Die Kollegin fragte, ob sie von sich aus an die Mitarbeiterin herantreten oder ob sie die Personalabteilung informieren solle und ob ich eventuell eine Adresse wüsste, die man der Mitarbeiterin empfehlen könnte. Ja bitte schön, welche Adresse denn und aus welchem Grund? Es sei mittlerweile ein Zustand erreicht, sagte die Kollegin schließlich, der unweigerlich über kurz oder lang für die Mitarbeiterin zu einem Verlust des Arbeitsplatzes führen würde.

Was sollte ich antworten? Die Kollegin war nicht bereit, mir die Auffälligkeiten der Betroffenen zu schildern. Meine Frage, ob ich mir von der Mitarbeiterin vielleicht erst einmal ein Bild machen könnte, um gezielter raten zu können, wurde sofort zurückgewiesen. Nein, auf keinen Fall, es dürfe nicht der Eindruck entstehen, jemand wisse etwas. Niemand dürfe davon erfahren. Ja, was denn nun?

Ich war ob der Geheimnistuerei verduzt, denn welchen Rat sollte ich geben bzw. wen sollte ich gegebenenfalls ansprechen, wenn ich nicht weiß, worum es geht. Nach längerem Hin und Her stellte sich dann heraus, dass die Mitarbeiterin offenbar schon seit längerem nicht mehr in der Lage war, ihren Alltag zu meistern, dass sie am Arbeitsplatz auffiel - aber wie? - und dass sie immer öfter unentschuldigt fehlte.

Ich riet meiner Kollegin, zusammen mit der Mitarbeiterin einen mir bekannten Psychiater aufzusuchen, bzw. erst einmal den Kontakt zu diesem aufzunehmen und wenigstens ihm die Problematik näher zu schildern. Ich sei gerne bereit, hierbei zu helfen, aber ohne Kenntnisse bringe das von meiner Seite aus wohl nicht viel.

Dann hörte ich monatelang nichts mehr. Eines Tages, als mir die Kollegin zufällig über den Weg lief, fragte ich, was aus der Sache damals geworden sei. Die Nachricht war erfreulich: Beide Frauen waren tatsächlich bei dem Psychiater gewesen, die Mitarbeiterin hatte offenbar Vertrauen zu ihm gefasst und sich zu einer Behandlung bereit erklärt. Inzwischen sei alles wieder in Ordnung. Ich weiß bis heute weder, um wen es sich gehandelt hat noch welche Auffälligkeiten nun wieder in Ordnung sind.

Das geht mich im Prinzip auch nichts an. Aber wenn ich vergleiche, von wie vielen Kollegen mir körperliche Beschwerden oder private Probleme bekannt sind, wenn ich vergleiche, wie offen sonst übereinander gesprochen und auch gegenseitig Hilfe geleistet wird, dann fällt doch die Scheu auf, mit der psychische Probleme von der Umwelt behandelt werden. Man zuckt zusammen wie Adorno bei der Berührung der stählernen Klaue, wenn man von psychischen Krankheiten hört. Die Betroffenen schweigen - schamvoll -, als ob sie etwas Unanständiges zu verbergen hätten. Und ich gestehe: Hätte ich erfahren, um wen es sich handelte, ich weiß nicht, ob nicht auch ich heimlich nach Anzeichen der Auffälligkeiten gesucht hätte. Die Betreffende wäre mir vermutlich auf einen Schlag „anders“ vorgekommen. Ich wäre ihr nicht mehr unbefangen gegenüber getreten und sie mir wahrscheinlich auch nicht.

Als langjährige SPIEGEL-Reporterin bekomme ich täglich Post von Menschen, die sich in anderen Sphären wähen und überzeugt sind, Richter, Gutachter, Staatsanwälte, Ärzte und Minister hätten sich gemeinsam gegen sie verschworen, sie zu vernichten, von den Nachbarn oder Hauseigentü-

mern gar nicht zu reden. Strahlen beraubten sie ihrer Identität, ihre Gedanken würden von unheimlichen Mächten angezapft, der Staat wolle sie töten und dergleichen. Als ich beim SPIEGEL Anfang, 1989, gab es einen oder zwei solcher Kandidaten; einer zum Beispiel löste täglich anhand von Zahlen, die er zufällig sah, das Welträtsel und meldete dies atemlos per Telefon.

Heute sind es Dutzende solcher verwirrter Menschen, es werden offensichtlich immer mehr. Ihre verzweifelten Anrufe aber werden abgewürgt, ihre Briefe nicht gelesen, und wenn die Schrift der Absender bekannt ist, wandern die Briefe gleich ungeöffnet in den Papierkorb. Ich habe immer ein schlechtes Gewissen: Wie gehen wir eigentlich um mit den sich verfolgt und bedroht Fühlenden? Gewiss, sie nerven. Man kann sich mit ihnen nicht auf einen Dialog oder Disput einlassen. Man kann sich mit ihnen nicht verabreden, was soll man denn schon sagen, wenn man von ihren Bedrängnissen erfährt. Aber was, wenn einer Selbstmord begeht, weil ihm niemand mehr antwortet? Oder wenn er tötlich wird gegen seinen vermeintlichen Feind, weil er sein eigenes Leben in Gefahr sieht? Ich gestehe, manch einer unter meinen „Kunden“ ist mir unheimlich. Würde ich ihm begegnen - ich hätte Angst vor ihm.

„Verrückt“ zu sein, ist ein Makel, der den betreffenden Menschen aussondert. Die Sprache ist da sensibler. Verrückt sein, d.h. doch eigentlich: ein wenig nach links oder rechts von der Normalspur gerückt zu sein, wie ein Möbel, das sich nicht mehr am gewohnten Platz befindet, sondern „verrückt“ wurde. Deshalb ist es aber noch immer das selbe Möbelstück.

Noch einmal: Wie gehen wir, die Gesellschaft, die Öffentlichkeit, die Nicht-Ärzte und Nicht-Therapeuten mit seelisch Kranken um? Behandeln wir sie wie unsereins? Gehen wir auf sie zu? Integrieren wir sie in unser Leben? Gehören sie zu unser aller Alltag? Depressiv sind wir doch auch alle mal, antriebslos, ausgebrannt, leistungsunwillig oder -unfähig. Wir leiden unter Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, Verspannungen. Wie kommt es denn, dass etwa Yoga-Studios wie Pilze aus der Erde schießen? Oder Fitness-Studios. Die Nachfrage ist offensichtlich riesig. Man geht lieber dorthin als zum Psychiater oder zum Psychologen. Denn das eine ist chic und üblich, das andere stigmatisiert, zumindest in Deutschland. In Amerika wiederum ist es chic, seinen eigenen Psychiater zu haben. Die Grenze zwischen normal und verrückt - wo liegt die eigentlich?

Wir tun Dinge, die anderen verrückt vorkommen. Wir verändern uns im Lauf des Lebens. Je älter wir werden, desto eher werden wir vergesslich, schusselig, unduldsamer oder ängstlicher. Über ein Drittel der Deutschen, sagt eine Statistik, leide an krankmachender Angst. Doch das sind zum großen Teil wohl selbst erhobene Modediagnosen. Um die wirklich Kranken machen wir einen weiten Bogen, ihnen gehen wir aus dem Weg. Wir fürchten uns vor diesen Menschen, sie sind uns fremd. Und das Fremde im Normalen zu akzeptieren, gelingt meist nicht.

Das hängt zum einen sicher damit zusammen, dass der Normalbürger von seelisch Kranken und psychisch Gestörten häufig nur im Zusammenhang mit Kriminalität erfahren. Nicht nur bei Breivik ging es um die Frage: mad or bad? Eignet sich ein spektakuläres Verbrechen, ist die erste Frage: Ist der Täter ein Irrer? So etwas tue doch kein normaler Mensch. Krank oder böse - das ist die Alternative, die das öffentliche Bewusstsein prägt. Wer böse ist, der schießt zig jungen Menschen in den Kopf. Er mag krank sein, das Ergebnis wäre das gleiche. Dass er auch „normal“ sein könnte und trotzdem ein Mörder, ein Kinderschänder, ein Vergewaltiger - man will es kaum glauben. Es lebt sich leichter mit der Vorstellung, unfassbare Taten begehen doch nur Verrückte, Andersartige, die mit uns nichts zu tun haben.

Seelisch Kranke, psychisch Behinderte dagegen werden häufig als gefährlich eingeschätzt. Da macht sich das unselige Erbe der Nationalsozialisten bemerkbar, die davor warnten, psychisch Kranke sollten sich keinesfalls mit der „Normalbevölkerung“ vermischen. Nach dem Zweiten Welt-

krieg wurden die Patienten von psychiatrischen Kliniken bekanntlich von der Gesellschaft regelrecht abgeschottet, die Krankenhäuser lagen meist außerhalb der Städte. Das änderte sich zwar durch die Psychiatriereform in den 70er Jahren. Doch die Stigmatisierung psychisch Kranker ist geblieben.

Ich habe in dieser Woche für die nächste Ausgabe des SPIEGEL eine Geschichte über einen Prozess vor dem Landgericht Mannheim geschrieben, in dem es um die Tötung einer schwerkranken alten Frau durch ihren über 80jährigen Ehemann ging, der sie nicht mehr versorgen konnte - ein Delikt, das sich in dieser oder einer ähnlichen Form häuft. Die beiden alten Leute mit beginnender Demenz, 55 Jahre miteinander verheiratet, hatten sich versprochen, immer füreinander da zu sein; Hilfe von außen wollte man nicht annehmen. Niemand sollte die innige Gemeinschaft stören. Ambulante Pflege wollte man aus diesen Gründen nicht annehmen, auch Kurzzeitpflege nicht. „Verückt“ waren beide nicht, aber sie waren im Lauf ihres langen Lebens und Zusammenseins anders geworden. Hirnorganische Veränderungen traten auf, körperliche Beschwerden beeinträchtigten zusätzlich die Bewältigung des Alltags.

Die Frau flehte ihren Mann an, ihr zu helfen. Er verstand, was sie wollte. Nach so langer Ehe muss nicht mehr diskutiert werden. Richter aber fragen: Ja, was heißt helfen? Vielleicht wollte sie ja nur, dass es ihr besser gehe. Der Mann, selbst gebrechlich, was hilflos. Er sah, dass es nicht mehr besser wurde. weder bei ihr noch bei ihm. Irgendwann ließ er alle Hoffnung fahren. Die Umwelt erfuhr von der Ausweglosigkeit dieser Situation nichts. Erst durch die Tötung der Frau bekam sie davon Kenntnis.

Das Schweigen der Betroffenen ist kein Einzelfall: Man schämt sich zuzugeben, dass es nicht mehr geht, zieht sich immer mehr zurück, ja man tut nach außen so, als sei alles in Ordnung - bis zur Katastrophe.

Unlängst beschrieb ich einen Fall aus Stade: Da hat ein alter Mann den neuen Lebensgefährten seiner Schwester erschossen, die 30 Jahre lang den Bruder versorgt hatte. Der Neue passte nicht in diese enge Gemeinschaft. Die beiden Herren beschimpften und bekriegten sich aufs äußerste. Der Angeklagte, ein friedlicher Mensch sein Leben lang, ertrug nicht mehr, wofür er als Jüngerer gewiss einen Ausweg gefunden hätte. Der Gutachter stellte bei ihm eine Spielart von Demenz fest, die gekennzeichnet ist dadurch, dass Persönlichkeitszüge im Alter verschärft hervortreten: der Vorsichtige wird ängstlich, der Sparsame geizig, der Temperamentvolle aufbrausend.

Die Gerichte tun sich schwer mit solchen Straftätern, für die es weder einer Spezialprävention bedarf noch gar einer Generalprävention. Weder wird der alte Witwer noch einmal töten, noch der alte Mann, der sich vom Freund der Schwester immer als „Stinker“ hatte beleidigen lassen müssen. Andere alte Menschen werden sich die Strafurteile nicht zur Warnung sein lassen, wenn sie sich in ihrem Leben nicht mehr zurechtfinden.

Die Richter sehen sehr wohl die Tragik solcher Fälle, wenn sie vor Gericht kommen. Doch Richter sind ans Gesetz gebunden. Und das erlaubt bei Tötungsdelikten wie hier trotz jeder nur denkbaren Milderung kaum eine Bewährungsstrafe. Was sollen solche Personen im Knast? Es gibt schon ein paar Gefängnisse, die eher Altersheimen ähneln als Justizvollzugsanstalten. Doch an der Stigmatisierung dieser alten Menschen am Ende ihres Lebens, Straftäter zu geworden zu sein, ändert dies nichts. Zumal sie in der Regel einsehen, falsch gehandelt zu haben und sich selbst die schwersten Vorwürfe machen. Sie verbringen die letzte Wegstrecke vor dem Tod in ihrem eigenen inneren Gefängnis.

In den Medien kümmert man sich nicht um sie, da zählt nur die Tat und die Frage, ob lange genug eingesperrt wird. Straftäter haben keine Lobby hierzulande. An einer Resozialisierung ist schon längst niemand mehr interessiert - wobei man natürlich fragen darf, wie man einen Greis noch re-sozialisieren soll - , es geht nur noch um die Schlagworte „Sicherheit“ und möglichst „Wegsperrten für immer“. Ist ein 85jähriger noch gefährlich? Eine Freiheitsstrafe von drei oder vier Jahren bedeutet für ihn womöglich Lebenslang. Obwohl der Mannheimer Prozess eine unsere Gesellschaft bedrängende Thematik zum Inhalt hatte, war ich über weite Strecken die einzige ZuhörerIn. Von den örtlichen Medien kam zur Anklageverlesung jemand, und dann wieder zur Urteilsverkündung. Wenn ich das mit dem Kachelmann-Prozess vergleiche...

Vergangene Woche wurde der Welt-Alzheimer-Tag begangen. Der Bericht aus diesem Jahr besagt, dass sich die meisten Demenz- oder Alzheimer-Kranken als am Rand der Gesellschaft befindlich sehen. 75 aller befragten Erkrankten gaben an, mit der Diagnose Demenz seien in ihren Heimatländern sehr negative Assoziationen verbunden. Sie fühlen sich abgeschoben, ausgesondert, nicht mehr für voll genommen.

Die Medien beschreiben Demenzkranke nur über deren Ausfälle, also: Was sie vergessen, was sie nicht mehr können, was ihnen fehlt, wie belastend sie sind usw... Ihre Fähigkeiten, die sie - noch - haben, werden kaum je erwähnt. Vereinzelt gibt es hervorragende mediale Darstellungen, etwa den Film mit Götz George in der Hauptrolle, in dem er einen demenzkranken Vater spielt, oder den jetzt bald in unseren Kinos anlaufenden Streifen „Liebe“ von Michael Haneke: Da verabschiedet sich die demenzkranke Ehefrau lautlos aus der langjährigen Zweisamkeit, und der verstörte Mann verliert sie, er kann sie nicht aufhalten auf ihrem Weg.

Ich frage mich: Darf man einen Menschen nur über seine Mängel qualifizieren? Jeder hat, bzw. bekommt natürlich Angst davor: Ist das auch meine Zukunft? Bin nicht auch ich schon vergesslicher geworden? Man will es nicht wissen und tut so, als betreffe es nur die anderen. Das Interesse ist gering. Ich habe in der Geschichte über den alten Mann aus Mannheim vorgeschlagen, analog zum Jugendstrafrecht mal über ein Altersstrafrecht nachzudenken, das den Lebensumständen und den geistig-körperlichen Veränderungen dieser Menschen eher Rechnung trägt als das Strafrecht für Erwachsene im besten Alter. Bei Jugendlichen wird berücksichtigt, dass sie in ihrem Entwicklungsstand Erwachsenen noch nicht gleich sind. Alte Menschen sind es oft nicht mehr.

Die auf Krawall gebürsteten Medien interessieren sich für solche ernsthaften Probleme nicht. Für sie sind Randgruppen unserer Gesellschaft, zum Beispiel übergewichtige, psychisch gestörte Männer, die ihre Wohnung zumüllen oder die Ehefrauen tauschen, interessanter. Die Zurschaustellung von menschlicher Monstrosität bzw. deren Erfindung, denn viele der im Privatfernsehen gezeigten Fälle sind keineswegs so echt, wie der Zuschauer glauben möchte, ist an Geschmacklosigkeit nicht zu überbieten. Aber das Anprangern kommt an, die Einschaltquoten sprechen eine eigene Sprache.

Nach dem unfassbaren Erfolg des Versuchs, liebeshungrige und geistig minderbemittelte Bauern mit fügsamen Frauen zu verkuppeln, animierten die Zuschauerzahlen die Sender offenbar dazu, ein Format nach dem anderen zu produzieren, das ähnlich peinlich funktioniert. „Schwer verliebt“: Schwergewichtige sollen vor der Kamera zueinanderfinden etc. Vielen dieser Sendungen ist gemein, dass sie vor allem gemein sind. Sie ergötzen sich am Elend ihrer Protagonisten und tun dabei so, also wollten sie helfen. Das ist Trash-TV.

„Mietnomaden“, die „Große Welt der kleinen Leute“ mit Kleinwüchsigen: immer schrillere Plots zum Gaffen. Was vor Jahren noch zu einem Aufschrei bei Behinderten-Verbänden geführt hätte, läuft heute im Vorabendprogramm. Es gibt eine Langzeitstudie darüber, dass sich nur 6 Prozent der Behinderten von solchen Sendungen nicht diskriminiert fühlten. Im Herbst soll jetzt eine neue

Studie veröffentlicht werden, die sich mit der anhaltenden Diskriminierung und sexuellen Gewalt gegenüber behinderten Frauen beschäftigt. Deutschland ist nämlich bei weitem nicht so offen, tolerant und hilfsbereit, wie es gern behauptet wird. Die Eingliederung Behinderter steht noch ganz am Anfang. Das Fernsehen als Massenmedium könnte das Bewusstsein dafür verändern - könnte! Stattdessen werden Zwerge vorgeführt. Schau mal, wie süß! So klein und irgendwie doch Mensch!

Prägen nicht solche Machwerke das Bild von Behinderten und Alten in der Öffentlichkeit, ebenso wie die unsäglichen Gerichtsshow's einem breiten Publikum ein Bild der Justiz vermitteln, das von vorn bis hinten falsch ist? Dienen sie nicht dazu, dem Zuschauer das Gefühl zu vermitteln: Gottseidank bin ich nicht so wie diese? Eigentlich ist jedes Wort zuviel, das man diesem Schmutz widmet. Einer humanen Gesellschaft jedenfalls steht er nicht gut zu Gesicht. Komisch nur, dass angeblich kaum jemand diese Produkte kennen will, die meisten dafür aber ziemlich gut darüber Bescheid wissen. Man schaut also doch.

Dies aber sind keine Gesichtspunkte, die in den Medien zählen. Es geht um Auflage, Einschaltquote und Werbeeinnahmen. Um die zu steigern, scheint jedes Mittel recht.

Eine kleine Beobachtung am Rande, wie man sie ständig erlebt: Am vergangenen Wochenende begann in München das Oktoberfest. Wie jedes Jahr fand zum Auftakt der prächtige Trachtenzug statt, den das Fernsehen in epischer Länge übertrug. Auf einer besonders hübschen Maid verweilte die Kamera besonders lange. Dann kam ein mongoloides Mädchen ins Bild. Im Bruchteil einer Sekunde schwenkte die Kamera in die Totale. Eine Behinderte passte offensichtlich nicht ins Bild. Da stand nicht böse Absicht dahinter oder der Wille, Behinderte zu stigmatisieren. Da zuckte der Kameramann wohl einfach zusammen und wollte „so etwas“ nicht auf dem Film haben.

Die ganz junge Generation, so heißt es häufig, habe sich längst vom Fernsehen verabschiedet und surfe lieber im Internet, jener grenzenlosen Spielwiese aller Abartigkeiten dieser Welt. Man möchte aufatmen - und tut es deswegen dann doch nicht. Denn im Netz geht es ja nicht viel besser zu als in der virtuellen Fernsehwelt. Leider, beziehungsweise im Gegenteil.

Ich glaube, es bedarf unserer gemeinsamen Anstrengung über lange Zeit hinweg, diesen Trend zur Inhumanität aufzuhalten. Doch vielleicht gehört man mit dieser Hoffnung heutzutage selbst schon zu einer Randgruppe.